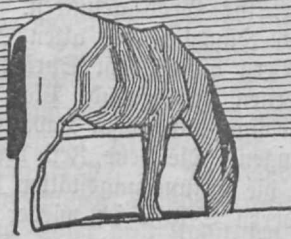


Herzflammen 1929



D.A.

Baltisches Haus- und Jugendblatt.

Bezugspreis: Vierteljährl.: 0,50 Kronen, Aus-
land 0,60 Kr., Deutschland 0,70 Mk., Lettland 0,80 Lat.
Anzeigenpreis: für 1 mm der Anzeigenspalte
3 Ct. (Ausland 0,05 Mk., Lettland 0,04 Lat.)
Schriftleitung: Reval, Dom, Gerichtsstr. 6.
Geschäftsstelle: Nevaler Boje, Reval, Naderstr. 12.

Erscheint
einmal monatlich.

Einzelnummer 20 Cents.
Manuskripte, die für die Schriftleitung bestimmt sind,
dürfen nur auf einer Seite des Blattes beschrieben sein.
Name und Adresse des Verfassers sind anzugeben.
Die Schriftleitung behält sich das Recht vor, Kürzungen
und Änderungen vorzunehmen. Einwendungen ohne An-
gabe von Honorarbedingungen gelten als honorarfrei.

Nr. 6

Reval, 21. Juni 1929

6. Jahrgang

Mit allem Großen ist es wie mit dem Sturm: der Schwache
verflucht ihn mit jedem Atemzug, der Starke stellt sich mit
Lust dahin, wo's am heftigsten weht.

Christian Morgenstern.

„Pompeji“ und Umgegend.

Erinnerungs-Ausgrabungen.

Aus der Geschichtenfolge „Meine Alten“ von Elisabeth Goerke.

(Schluß.)

Von hier aus sah ich einmal die Sonne hinter
dem Mühlenhügel verglühn und empfand:

Der mühselige Weg, den wir zur Höhe steigen,
wie wird er schön im Abendschweigen,
wenn sich des Himmels goldner Flügelrand
herniederstreckt als schirmendes Gehag
auf unsrer Hüften schlummerfelsen Kreis!
Hell scheint des Bergpfads vielgewundnes Band,
trostmilde Ruhe nickt aus allen Zweigen,
und warm erglüht der Türme kaltes Weiß.

Tief drunten, wo die Fenster glimmen,
entschlafen mählich Glück und Sorgen.
Wir aber sehen, was dem Tal verborgen,
wir schauen — bald der Dämmerwelt enthoben —
am Zittigstreif des Himmels droben
des ew'gen Lichtmeers Roseninseln schwimmen.

Während der Kriegsjahre 1916—18 hatte auch
das kleine rosa Häuschen seine Erlebnisse. Von den

Bewohnern verlassen und fast schon Ruine geworden,
wurde es von den deutschen Offizierstruppen in
Benutzung genommen und erhielt den stolzen Namen
Nodelcafé. An manchem mondhellern Winterabend
sauste unsere Mädelschar mit den feldgrauen Freun-
den hier die wie zum Nodeln geschaffene Bergstraße
hinunter und kehrte nachher gern im warmen Häuschen
ein. Die niedrige Hauptstube war im „Requisitions-
stil“, d. h. höchst primitiv mit einigen zusammen-
gelesenen Möbeln eingerichtet. Dies schadete der
Gemütlichkeit aber nicht im geringsten. In bester
Laune nahm man auf dem höckerigen dreibeinigen
Sofa Platz und ließ sich den kräftigen Zichorien-
kaffee mit Streuselkuchen aus der Offiziersküche
prächtig schmecken. Sogar ein altersschwaches Klav-
ier war vorhanden, auf dem ein Soldat aus Leibes-
kräften herumhämmerte. Ein anderer zerschmetterte
ein Lichtstümpfchen über dem splitttrigen Bretter-
fußboden und das schönste „Parkett“ zu ausgiebigem

Tanzvergnügen war geschaffen. Später, zum Sommer hin wurde das Rodelhäuschen zum Unteroffizierskasino eingerichtet, und ich erinnere mich einer höchst ergötzlichen Szene, die jemand dort beobachtet haben will. Nicht nur die leichtsinnigen jungen Soldaten, sondern auch die braven Herren Unteroffiziere genossen den unfreiwilligen Aufenthalt in dem immer noch reichen und fröhlichen Kurland fast wie einen Erholungsurlaub. Ein Tanzfest folgte dem andern, hübsche Mädchen blühten überall wie Sederrosen, und sogar die „ollen Knöpfe“ mußten das Tanzbein schwingen. Mancher mochte diese Kunst schon längst verlernt oder noch nie geübt haben, — so hieß es denn am Vorabend eines Tanzfestes tüchtig im Kasino Walzer und Schieber üben, — aber ganz verstohlen, daß die spottlustigen Mädchen nichts merken sollten. Spät abends hört ein Vorübergehender noch aus dem einstigen Rodelcafé Tanzweisen klingen und sieht durch die schlecht verhüllten Fenster ein seltsames Bild: im blauen Pfeifenqualm des Zimmers walzen mehrere härtige Unteroffiziere mit todernten Gesichtern, und jeder hält, statt der schönen Tänzerin einen schweren Lehnstuhl im Arm. — Das Rodelhäuschen sieht heute noch zur Doktorsvilla hinter, aber kein Schlitten jaust daran vorüber, — die Polizei hat den Unfug des Rodelns auf einer städtischen Straße verboten. Fremde Gesichter sehen aus den Fenstern der beiden Häuser, die einen neuen Anstrich bekommen und den alten Zauber verloren haben. Der gemütliche, lustige Doktor, der für jedermann und jede Gelegenheit ein Scherzwort bereit hatte und der beliebte Ballvater und Kuchenonkel der Jugend war, schläft nach seinem vielseitig tätigen Leben längst auf dem Kirchhofe. Auch die „Kaaba“, ein großer schwarzer Granitblock ganz oben an der Straßenecke, am Bretterzaun des Organistengartens fehlt. Sie ist in kleine Stücke zerklüftet worden, als die Bergstraße gepflastert wurde. Mancher Junge hat sich beim Klettern auf dem rauhen Stein die Hosen durchgeschuert, und manches Mädchel pilgerte täglich zur Schule des alten Fräuleins an dieser „Kaaba“, wie der ewig düster blickende Granitblock von den Schülerinnen genannt wurde, vorüber, — frühmorgens übermüht hinunterstürmend, nachmittags oft bedrückt mit gesenktem Kopf hinaufschleichend, wenn es wieder einmal ein Nachsitz gegeben hatte. Dann konnte die Kaaba besonders unheilsschwarz aussehen, wie eine steingewordene Gewitterwolke. Viel freundlicher sah der kleine behauene Prellstein drüben am Hause der alten Baroinn aus. Dort konnte man oft einen alten Mann einschlafen sehen, eine verwiterte Gestalt in etwas allmodischer Uniform. Er ist der alte Schutzmann a. D., der einstige sogenannte Stadtsoldat. Er muß uralte sein, hat die goldene Hochzeit hinter sich und kann von Menschen, Häusern und Zeiten erzählen, die verschwunden und vergessen sind. Er hält sich aber noch stramm auf den holzdürren Beinen, und der eisgraue Schnauzbart gibt dem alten Gesicht unter der großen Schirmmütze etwas Respektgebietendes. Freilich — die steile krumme Bergstraße macht ihm schon einige Mühe, und er ruft wie entschuldigend von

seinem Prellstein zu mir herüber: „Man muß sich verpuffen, — kann nicht mehr so wie früher!“ — Der Prellstein steht heute noch da, aber sein alter Gast ist mit dem stolzen russischen Kaiserreich, dem er diente, ins Grab gesunken. Auch das fliederumbuchte Häuschen des alten Schutzmannes, das unten am Berg hinter dem Spritzenhause stand, hat einem modernen Kinogebäude Platz gemacht. Pompeji und Umgebung wird vom Lavaström des Berges verschlungen. Die neue Zeit braust im Dampfrostempo über die Erinnerungsstätten hinweg. Auch die Mühle, an deren Straße ich wieder angelangt bin, ist verschwunden, — von einer Horde wüster Gesellen in Brand gesteckt worden. In einer Frühlingnacht stand sie — das verkohlende Sparrenwerk der Flügel wie mit tausend Glühwürmchen besetzt —, als wunderbares Riesenseuerwerk über die ganze Stadt hinweg leuchtend, einige Augenblicke am Nachthimmel, um dann mit den schweren Mahlsteinen krachend zusammenzustürzen. Ich biege in das ungepflasterte Gässchen, den Anfang der Mühlenstraße zwischen einem alten, baufälligen Hause mit schattigen Räumen davor und dem Bretterzaun des Organistengartens. Das niedrige, langgestreckte Haus ist eins der ältesten der Stadt und hat napoleonische Soldaten auf dem großen Rückzug aus Rußland beherbergt. Drei hölzerne Vortreppen mit Sitzbänken laden freundlich zum Verweilen ein. Auf dem einen Treppchen höre ich einen alten Herrn mit schneeweißem Franz-Josefbart mit einer umfangreichen alten Dame plaudern. Er ist eben mit Amor, seinem weißen Spitz, vom Spaziergang zurückgekehrt und gestikuliert lebhaft mit einem kostbaren Spazierstock. Man sagt, der alte Herr hätte eine Sammlung von nahezu hundert verschiedenen Spazierstöcken und ginge jeden Tag mit einem andern aus. Er will die alte Dame zu seiner Frau hereindienern, aber sie ziert sich noch ein wenig und meint, die Galoschen wären nicht sauber und das Ausziehen machte Mühe. „Ah was, laßt der alte Cavalier mit den jugendlich kirschbraunen Augen, „Lassen Sie Galoschen Galoschen sein, — wenn das Gesicht nur schön ist!“ Dabei bietet er der alten Nachbarin den Arm und geleitet sie in die große niedrige Wohnstube mit dem mächtigen Kachelofen aus Napoleons Zeit. In der Mansarde darüber träumen zwei uralte Damen, — die eine lahme, die andere völlig gelähmt, zwischen Bildern der Vergangenheit der Ewigkeit entgegen. All ihre Jugendgenossen hat der Tod geholt, nur die beiden Alten hat er vergessen. Aus ihrem Eckfenster blicken sie zur nahen Kirche hinüber und auf den längst zum gepflasterten Marktplatz umgewandelten einstigen Kirchhof. In ihrer Kinderzeit sprangen die alten Schwestern hier zwischen blühenden Gräbern umher, und dort am Laternenpfahl an der Ecke muß das Grab ihrer Gouvernante sein. Fremd wurden Zeit und Heimat im Laufe der Jahrzehnte. Nur das Mondlicht flutete jetzt wie einst um die weißen Kirchenmauern. Menschenleer liegt spät abends der Platz, nur zwei an Pfosten gebundene dürstige Tannenbäumchen halten Wache an dem kleinen Kirchenvorbau, der Leichenkammer. Dabei fällt mir ein unheimliches Geschichtchen ein, das sich hier

vor Jahren zugetragen. Ein vereinsamter lettischer Greis war gestorben und von seinen Freunden in der Leichenkammer aufgebahrt worden. Man hatte sein möglichstes getan, ihn würdig zu betten. Besonders die alte Ewaldten, die sogenannte Wassernixe, die aus den wenigen Brunnen der Stadt das Wasser eimerweise in die Häuser trug, hatte auf Beachtung der alten Bräuche bei der Aufbahrung des Toten gedrungen. In den Sonntagsanzug gekleidet, die gute Mütze auf dem Kopf, lag er da, — die Hände in dicken gestrickten Wollhandschuhen auf der Brust gefaltet und das Gesängbuch unter dem Kopfkissen. Zu die Brusttasche hatte die Ewaldten ihm ein Taschentuch — zum Trocknen der Erdentränen nach der Auferstehung — gesteckt und ein Kupferstück hineingeknotet, damit der Auserweckte sich gleich Brot kaufen könnte. Auch ein kleiner Kamm zum Ordnen der Haare nach dem langen Erdenenschlase war nicht vergessen worden. Zuguterletzt hatte die sorgsame Frau noch ein paar Armevoll lechter roter Astern und Herbstlaub herbeigeschleppt und zum nächsten Tage den Totenredner — einen alten Mann aus der Gemeinde, der mit wehleidiger Salbung besonders erbaulich Grabreden zu lesen wußte — bestellt. Befriedigt warf sie einen letzten Blick auf den blumenumwundenen Sarg und wischte sich einen Nührungstropfen von der dicken roten Nase, während Nullo, ihr schwarzer Pudel, neugierig die Ecken des kleinen Raumes durchschnüffelte. Dann fiel die Tür ins Schloß, und der Abend kam. Es wurde eine stürmische Spätherbstnacht. Der Wind pfiff um die Straßenecke und warf grobe Regentropfen an die Fensterladen meines Elternhauses, durch deren herzförmige Giechlöcher eine undurchdringliche Finsternis von draußen hereinstarrte. Plötzlich wird heftig die Glocke gezogen. Zwei alte Weiblein, eng aneinandergedrückt unter triefendem Regenschirm, berichten angstbleich und zitternd, aus der Leichenkammer käme ein höllischer Lärm. Entweder müßte der Tote erwacht und irrsinnig geworden sein, oder der Leibhaftige selber tobte dort mit Heulen, Kraken und Poltern. Sie hätten es wahrhaftig gehört und trauten sich nicht vorüberzugehen. Während noch mein Vater über der Rede dunkeln Sinn nachdenkt, schiebt sich die umfangreiche Gestalt unserer resoluten Hausmaqd Edde in die Tür: „Ich weiß, was los ist, — nicht der Leibhaftige, sondern Nullo, das bormikige Vieh, spektakelt dort, — den hat die Ewaldten drinnen veraessen. Geben sie mir den Leichenkammerschlüssel, Herr, — ich stehe gleich nach.“ Mein Vater, der als Kirchenvorsteher alle Schlüssel des Gotteshauses in Verwahrung hat, holt ihn aus der sogenannten „heiligen Kammer“, einem kleinen Raum unseres Hauses, der das Kirchensieber birgt, und dann stampft Edde, von ihrem Wolltuch verhummt, mit schwankender Handlaterne durch die aufsprühenden Straßenspfützen den Weibern voran in die Dunkelheit. „Wollt ihr wirklich die Tür aufmachen?“ wimmern die Mädchen und bleiben ein gutes Stück vor der Kirche stehen. „Huuuh — wuhuuuh —!“ schallt es unheimlich aus dem Gemölbe, während der Sturm in den Bäumen der Kirchenganganlagen braust. Rasendes Kraken droht die

Arensburg.

Die Inselküste, steinig, sturmzerwühlt,
sieht einen fargen Frühling spät erblühen.
Weltabgetrennt, vom grauen Meer umspült,
ein Land des Kampfes und der ew'gen Mürhen.

Und doch geliebt und niemals aufgegeben
von deutschen Menschen wetterhart und treu,
die sich erkämpft ein einsam stolzes Leben
und Schönheit in ihm finden ewig neu.

Am rauhen Strande trugig Wache hält
die Burg der Aare und der Wappenlöwen.
Als einzig Liebliches sind ihr gesellt
die weißen Segel und die Silbermöven.

Elisabeth Goerde.



altersschwache Tür zu sprengen. „So lärmt kein natürlicher Hund!“ zähneklappern die Weiber, aber Edde nähert sich beherzt der Tür. Mit dem Beschwörungsruß „Wirst du rauskommen Maulaff!“ dreht sie den Schlüssel um, und heraus schießt eine Teufelsjilhouette, — dünner schwarzer Vorderleib, befranzte Beine, — in tollem Satz gerade auf die beiden Alten zu. „Gott steh uns bei — der Leibhaftige!“ kreischen sie und fallen fast rückwärts in die Wasserlache, während der Teufel schon an ihnen vorbei das Weite sucht. Edde schließt seelenruhig die Leichenkammer ab und murmelt: „Verrückte Person die Ewaldten. — ihren Pudel verkehrt zu scheren!“ Sie hatte ihm wirklich entgegen der üblichen Pudelmode Kopf und Vorderleib kahl geschoren, aber an den Hinterbeinen ein Teufelshöschen stehen lassen.

Nachdem dies schauerliche Rätsel gelöst und der Spuk verschwunden ist, erscheint auch die Dunkelheit der Herbstnacht nicht mehr so unheimlich, wie vorher. Aus dem einstöckigen Hause mit dem Vorgärtchen gegenüber der Kirche fällt rötlich warmer Lampenschimmer. Klaviermusik und Gesang jugendlicher Stimmen schallt heraus. Die beiden erwachsenen Kinder des alten Organisten üben ein Duett. Beide haben die starke, volle Stimme vom Vater geerbt, der Organist und zugleich Vorsänger der Gemeinde ist. Die hohe, breitschultrige Gestalt des alten Herrn mit dem langen, fast noch schwarzen Bart schreitet in dem altmodisch behaglichen, großen Wohnzimmer auf und ab, die dampfende Großvaterpfeife in der Hand. Mit dem langen Gehrock und der respektgebietenden aufrechten Haltung, der Gelehrtenbrille und der mächtigen Bassstimme wirkt er wie ein Geistlicher und führt nicht umsonst bei der Gemeinde den Spitznamen „der Papst“. Bei seinem Orgelspiel liebte er die starken Kontraste und ließ einem zarten Piano gern plötzlich ein Fortissimo der Posamentenregister folgen, was auch den hartnäckigsten Kirchenschläfer aufschrecken mußte. Beim Vorsingen betonte er einzelne Silben oder Worte, — freilich nicht immer sinngemäß, z. B.: „Es ist das Heil u n s kommen her!“ Seine eigenwillige ausgeprägte Kraftnatur liebte nur das Kraftvolle, und als einmal unser Kirchenchor unter der Leitung

Wir bitten.

Unsere Hände sind gefüllt bis an den Rand mit neuen Dingen,
mit Technik und Wissenschaft, mit unbergleichlichen Erfindungen,
wir sind müde von der Schwere dessen, das wir halten müssen,
und unsere Seelen suchen nach einer neuen Erde und nach Heimat.

Statt uns zu helfen, füllt ihr noch immer neues Erkennen
in unsere müden Hände aus der Fülle des Menschengeistes,
daß wir uns alt fühlen, von gestern auf heute alt.
Laßt uns nur einmal ausruhen vom rasenden Tempo der Zeit.

Laßt uns nur einmal wieder Kinder sein, fröhlich und unbeschwert,
wie ihr es gewesen seid in Zeiten, die längst verflangen.
Wir möchten einmal wieder spielen im Sonnenschein
und nur Kinder sein dürfen, nur Kinder, sonst nichts.

Theodor Westén-Doll.

eines feinnusikalischen Gemeindegliedes in hauchzarten, mit unendlicher Mühe einstudiertem Pianissimo — allmählich zum sanften Crescendo gesteigert — sang, kritisierte der alte Organist: „Na, die erste Strophe klang recht schwach, — bei der zweiten hatten sie sich schon etwas eingefungen!“ Auch diese, so ganz aus der guten alten Schule stammende Persönlichkeit fehlt seit mehr als einem Jahrzehnt im Straßenbilde unserer Stadt. Das Licht der Glasklaterne, an deren Pfosten unterm Pflaster die Gouvernante der alten Tanten begraben liegt, fällt schräg über den Marktplatz in die unteren Fenster eines grauen Steinhauses. Dort wohnte einmal meine liebste Schulfreundin mit ihrer kleinen flinken Großmutter. Fußschatelnett waren ihre winzigen Zimmerchen, und die Fußböden so blank, daß man davon hätte essen können. Wenn wir Schulfreundinnen im Winter mit nassen Füßen hereingestürmt kamen, tupfte die Großmutter ihre Diele sofort mit weichem Tuch sorglich ab, machte uns aber nie einen Vorwurf. Einmal mußte ich sogar meine langen, vom Schneegeflüster feuchten Zöpfe mir mit dem Handtuch trocknen lassen. Stets wurden wir dort aufs liebevollste und reichlich mit Kaffee und Kuchen bewirtet; dann haute die Großmutter noch einen tüchtigen Raschwerberg vor uns auf und sagte: „Na, Kinder, amüsiert euch, ich gehe aus.“ Wir fanden es sehr rücksichtsvoll, daß die gute Großmama uns bei unseren Spielen weder stören, noch beobachten wollte, — erst später kam mir der Gedanke: war ihr Auszug nicht eher eine Flucht vor unserm wilden Lärm? — Dann stellten wir buchstäblich die kleine Wohnung auf den Kopf, tauchten Puppen, improvisierten Theateraufführungen und spielten Schreibspielchen. Welch ein Opfer muß das peinlich ordnungsliebende Mädchen uns mit jeder Kindergesellschaft gebracht haben! Doch hörten wir nie ein mißbilligendes Wort. Mit größter Geduld und

Freundlichkeit rückte die Großmutter die arg durcheinander geratenen Möbel wieder zurecht und bat uns, recht bald wiederzukommen.

Sie hatte Verständnis für uns, — sie war eine echte Großmama. Möge ihr, die viel zur Fröhlichkeit meiner Kindheit beigetragen, die Erde leicht sein! — Jetzt sieht von der Tür der einstigen Großmutterwohnung der goldene Krügel einer Bäckerei zum Eckladen hinüber, dessen Schild einen schwarzen Hahn zeigt. Die Ladenschilder in unserem Städtchen sind auch noch poetische Überbleibsel vergangener Zeiten. Außer beim „schwarzen Hahn“ macht man heute noch seine Einkäufe beim „Bären“, beim „Storch“, bei der „Gans“ und der „Ente“. Wo die Schilder fehlen, nennt man vielfach den Ladeninhaber bei seinem Vor- oder Spitznamen und geht zu „Jakob“, zu „Sidor“, zum inzwischen verstorbene „Jüßen Josef“, der die besten Bonbons hatte, oder zu „Schfidderbig“, dessen Urahn schon diesen Spitznamen — lettisch: „schütttere Jose“ — trug. Und dann stehe ich vor dem behäbigen Hause aus der Biedermeierzeit, aus dessen Fenstern mir die gelähmte und doch so gottinnig heitere Großmama Heinz einst zunickte. Die vier alten Bäume rauschen noch davor. Das Haus ist mehrmals ein Dreimäderlhaus gewesen. Jedesmal bewohnte es eine Doktorsfamilie. Zur ersten gehörte die Spiegelgefährtin meiner frühen Kinderjahre mit ihren beiden jüngeren Schwestern. Der hinter dem Hof des Hauses gelegene alte Garten weiß viel von unseren lärmvollen Spielen zu erzählen. Dort schwang sich die Kinderschar im Rundlauf, wobei die kurzen Röckchen der Mädel flogen, daß die weißen Spitzen ihrer Höschen sichtbar wurden. Dann brüllten die ungezogenen Bengel des jüdischen Brauers vom Hofhause hinterm Zaungitter jedesmal: „Di — Bigeles!“ Dies ärgerte uns oft „schlagrührend“. Wilde Kämpfe führten der Bruder meiner Freundin und seine Kameraden zuweilen mit den Brauersjungen, doch trotz allen Argers über die unartige Bande war uns die schwarzhaarige vielköpfige Brauersfamilie interessant. Der älteste Sohn, Leibke genannt, wirkte mit seinen 15 J. wie ein Erwachsener, ja sogar wie ein zweites Familienoberhaupt. Er kommandierte energisch die jüngeren Geschwister, die heimlich ein Spottlied auf den mehr gefürchteten als geliebten Bruder gemacht hatten. Sein Rehrim ist mir noch erinnerlich: „Abe Leipzele Bull mit de goldene Stull dreibt de Kalle dreimal herum!“ Den tiefen Sinn dieser Worte haben wir nie ergründet. Auf unser lustiges Treiben aber sah aus lustiger Höhe vom Wipfel einer alten Ulme ein Storchpaar herab, das Jahr für Jahr hier seine Jungen großzog, — immer jubelnd begrüßt und liebevoll gehegt, trotzdem es die — unbegreiflicherweise gerade unter dem Storchneist angelegte — Bowlenlaube unbenutzbar machte. Auch dieser schöne, gravitatische Vogel gehört zu den ausgestorbenen Gästen unserer Gärten. — Meine Freundin zog später mit ihren Eltern und Geschwistern in die neuerbaute Doktorsvilla unten an der Bergstraße, und ein jüdischer Arzt, ebenfalls mit drei Töchtern, ließ sich im alten Biedermeierhause nieder. Die drei ungewöhnlich zierlichen kleinen Mädchen schwebten „wie Mufenschritt und Grazientanz“ durch den Garten, verweilten dort aber nicht lange, sondern machten wieder

einer deutschen Doktorsfamilie Platz, die freilich fünf Töchter besaß, aber meist nur drei daheim hatte. Jetzt erst gab es ein Dreimäderlhaus im richtigen Schubert'schen Sinne. Gesang und Tanzmusik schallte immerfort heraus, und Martha, Ruth und Gerda, die das Gespensterfest in der Mühle inszeniert hatten, gaben dort die schönsten Jugendfeste. Mit den einfachsten Mitteln wurden nach Marthas genialen Einfällen die Räume geschmückt, das kleine „Endenzimmer“ mit Seidekrautgewinden und selbstgefertigten Vampions zum Künstlerfestwinkel umgewandelt, und auch „das Wohnzimmer im Biehlbeerstil den Gästen ungemein gefiel,“ hieß es in einem Knittelversbericht nach einem besonders gelungenen Tanzabend im Herbst, wobei die Tafel mit entzückenden Zusammenstellungen von Ebereschenbeeren und -zweigen dekoriert war. Unermüdetlich saß die Doktorin am Klavier und spielte bis an den hellen Morgen die auffordernden Tanzweisen. Es war ihre größte Freude, frohe Jugend um sich zu sehen. — Still und kahl sehen die Fenster heute auf die Straße herab, auf der einige Hüfner gelangweilt umherwandern. Alle die Dreimäderlfamilien sind in die weite Welt gezogen, — einige ihrer Glieder sogar schon aus der Welt. Viele alte, mir vertraute Häuser haben ein neues Kleid bekommen, Bäume und ganze Stra-

ßenbilder sind verschwunden oder verändert. Ich höre Conrad Ferdinand Meyers Verse:

„Meine Bäume, meine Träume, meine Buchendunkeln
Göh'n, —

Ewig jung ist nur die Sonne, sie allein ist ewig schön.“
Und da stehe ich wieder vor Pompeji, auf dessen Dach die Abendsonne scheint. Der einst so geheimnisvoll verschwiegene Hof und Garten ist voll neuen lärmenden Lebens. Eine Molkerei mit stampfenden Maschinen und moderner Brunnenanlage ist hier eingerichtet. Es heißt, das alte Häuschen würde abgetragen werden und einem großen Gebäude Platz machen. Noch breiten sich die Zweige der alten Linde wie segnend über die unter ihr Dahinschreitenden, — wie sie schon Generationen gesegnet haben. Vielleicht darf sie noch einmal blühen und die kleine schmutzige Straße mit ihrem Wärenduft erfüllen, — vielleicht sieht sie den nächsten Winter nicht mehr. Die alte Linde von Pompeji nicht weiße:

Wir wissen es, wir werden still vergehn,
doch unbergänglich ist des Lebens Prangen,
und ewig bleibt die heilige Kraft bestehn,
die blühend einst durch uns hindurchgegangen.

Bäume, Häuser und Generationen vergehen, aber in den Erinnerungen steckt doch ein Stück Ewigkeit. Mein Rundgang um Pompeji ist beendet.

Die beiden Galkins.

Es war Ende der 60-er Jahre des vorigen Jahrhunderts, die Provinz hatte es verlernt, gläubig und hoffnungsvoll ihre Klagen über Glaubensverfolgung und Bruch der gewährleisteten Rechte an den Stufen des Thrones niederzulegen; über Estland herrschte der erste planmäßige Russifikator, der Gouverneur Galkin-Brasski, und Zuri Sjamarin hatte seine slavophile Agitation in den „Grenzmarken Rußlands“ begonnen. Die Zeichen der Zeit richtig deutend, hatte Redakteur S. W. Zannsen die Erlaubnis für das „Erste estnische Sängerkunstfest“ in Dorpat zur Erinnerung an die vor 50 Jahren in Livland erfolgte Aufhebung der Leibeigenschaft erwirkt, und zum Präsidenten desselben Propst Adalbert Willigerode gewonnen, denn ohne die deutsche Spitze war solches damals nicht durchführbar. Die Geburtsstunde des nationalen Bewußtseins, damals „Jungestentum“ geheißt, hatte geschlagen. Carl Schirren veröffentlicht seine „Livländische Antwort“ an Zuri Sjamarin. — Das schöne Doppelstor der Systemporte ist abgetragen worden, und auf dem freien Gelände westlich des Dombergs hat der Kalksteinbau eines modernen Bahnhofsgebäudes begonnen. Nach zwei Hungerjahren, veranlaßt durch aufeinander folgende Mißernten, begehrt der Estländische Landwirtschaftliche Verein sein 30-jähriges Bestehen durch eine Ausstellung von Milchvieh und Pferden heimischer Zucht und edler Probenienz. Die Ausstellung findet in Katharinental statt, hinter den Wirtschaftsz- und Küchengebäuden des Palais, zwischen Rabenallee und heutiger Glintstraße. Noch stehen die uralten Kastanien, deren riesige

Stämme fast durchweg auf der durch Alter und Blitzschlag geborstenen Rinde, große, geteerte Pflaster gegen die Unbill nordischer Witterung tragen. Hier, und in ihrer Fortsetzung, der nach Norden, zu den Höfen Schleddehausen und Clemententhal führenden Bremerallee, findet im Schatten der ihre Kronen vereinigenden alten Bäume, das zahlreiche Publikum der Stadt und der zu den Johannitagen eingekommenen landischen Bevölkerung kühle Spaziergelegenheit und, durch die Ausstellung vermittelt, interessante Bilder einer aufstrebenden Land- und Viehwirtschaft. Die Ausstellung von der mit so großen Hoffnungen inaugurierten Schafzucht zur Milchwirtschaft hat begonnen, und findet schon auf dieser Schau ihren Ausdruck. Seit Jahren besteht die Freigabe des Güterbesitzes; der bürgerlichen Initiativen sind keine Schranken mehr gezogen. — Zu den Bildern einer, mehrere trübe Jahre nicht mehr geschauten Ausstellung drängt sich das Publikum, zumal leise und vorsichtig geflüstert wird, sie habe einen besondern „Clou“. Unfaßbar, woher stammend, und doch von Mund zu Mund, und Ohr zu Ohr sich weiter ausbreitend die Kunde, daß in der Charlottenthal'schen Hürde der Zuchten des Ratsherrn E. ein schwarz-weißer Jungtier örtlicher Zucht, trotz seiner Jugend von gewaltigen Dimensionen, zu sehen sei, der „Galkin“ hieße. Unerhört! weder sei er in die Register der Ausstellungsobjekte unter diesem Namen eingetragen worden, noch haben der Züchter oder die Viehpfleger ihn so genannt, und doch war es augenscheinlich: sein Name war in aller Munde, kein Besucher wollte die Ausstellung verlassen, ohne sich offen

oder vertraulich mit ihm bekannt gemacht zu haben. Es war nicht nötig gewesen, daß ein Kreis junger Verehrerinnen, die auf das kleine und große Examen verzichtet hatten, die durch den Ausfall der russischen Stunden gewonnene Zeit benutzten, um Galkin in mühsamer Arbeit ein Halsband von gewaltigem Ausmaß in den Revallschen Farben aus weißen und blauen Miniaturperlen auszunähen und ihm um den Hals zu hängen, — er war auch ohne dieses Erkennungszeichen unterschieden, bekannt und bewundert. Nach den vorhergegangenen Ovationen nahm er später die große silberne Blakenhagen-Medaille ohne bemerkbare Emotion entgegen. So wenig der Ursprung der Namensgebung dieses schwarz-weißen Stiers niederdeutscher Rasse hat festgestellt werden können, so unverbürgt ist die Nachricht, daß der Estländische Gouverneur von seiner benachbarten Sommerresidenz aus eines Tages in sehr früher Stunde, unbe-

gleitet, die Ausstellung besucht haben soll, und dabei längere Minuten beim „Clou“ verweilt habe. Auch über diese Emotion ist vom Begünstigten nichts zu erfahren gewesen. Wir, welche die 60-jährige Zeitspanne zwischen damals und heute überschauen, wir wissen, daß der echte Galkin, als Wirklicher Geheimrat und oberster Chef des Gefängniswesens in Rußland, als hoher Achtziger, in den Jahren des Weltkrieges gestorben ist, und wohl nicht nur von den heutigen Gewalthabern im russischen Chaos als einer der Totengräber des monarchischen Rußlands gewertet werden wird, — wogegen das Ausstellungsobjekt von damals, in zahlreicher wertvoller Nachkommenschaft durch Jahrzehnte am Aufbau der heimatlichen Wirtschaft mitgewirkt hat, und wohl auch noch heute Spuren seiner Existenz unverwischt, wenn auch in starker Blutverdünnung, im Lande zu finden sein werden.

H. J. G.

Etwas über Hören und Sehen.

Es ist garnicht nötig, weite Reisen zu machen, um „etwas zu sehen und zu hören“. Ja, ich glaube sicher, daß demjenigen, der es zu Hause nicht versteht, auch die größten Sehenswürdigkeiten der Welt die Sinne nicht öffnen werden. Die ganze nächste Umgebung, das ganze Leben ist ja voll von Dingen, an denen was zu hören und zu sehen ist.

Vor einiger Zeit fiel mir ein Blatt in die Hände, aus irgend einer Zeitschrift ausgerissen, betitelt „Das Konzert der Straße“. Der Verfasser schildert in annütiger, witziger Weise die Stimmen und Töne der Straße, die, musikalisch festgesetzt, Intervalle, Signale, ja sogar Takte aus Volksliedern und Tänzen ergeben. Ein paar flinke Mädchenschritte, die eine Treppe herunterhuschen, sind eine reizende Tonfolge im Piccicato der Geigen. Ein Auto kommt herangebraust mit doppelt gespielter chromatischer Tonleiter. Jeder Zeitungsausrufer hat seinen Rhythmus und seine Melodie. Der Verfasser führt Komponisten an, die manches Motiv zu einer Oper aus den Tönen der Straße erhorcht haben. So z. B. Wagner: Seinem Hause gegenüber hatte sich ein Blechschmied einquartiert, der mit seinem unaufhörlichen Schämmer dem Künstler das Motiv zu Siegfrieds Wutausbruch gegen den Stümpferschmied „Mime“, wie das „Mime-Motiv“ selbst eingab.

Der Artikel endet mit den aufmunternden Worten: „Wohlan, ihr Komponisten, wer wagt es? Die Musik liegt auf der Straße!“

Ich aber ziehe den Kreis noch enger: „Wohlan, ihr Komponisten, die Musik liegt im Krankenzimmer!“

Ich habe Grippe und liege im Bett. Ich bin durstig und greife nach der Karaffe — die Karaffe singt das bekannte Kinderlied: „Fuchs, du hast die Gans gestohlen“ — hier ist der Hals leer, und nun verweilt sie auf demselben Tone bis zum Schluß. Man bringt mir keine Milch. Ich habe Soda im Glase und gieße die Milch drauf, immer rührend — eine sanfte Skala, aus der Höhe beginnend. Unten wird die Haustür zugeschlagen, und Füße kommen schnell die Treppe her-

auf — eine tiefe Oktave und die daraanschließende Passage aufwärts bis ans Ende der Klaviatur — die Schlußtakte aus Chopins großer A-moll Etüde. Der Wasserkran ist nicht ganz geschlossen worden, er tropft unaufhörlich in schönem Rhythmus tim-tim-tirim-tim-tim-tim-tim — der Beginn derselben Etüde.

Es ist Nacht. Die Kehle ist wie ausgetrocknet. Ich zünde die Lampe an, um Wasser zu kochen und die heißen Dämpfe einzuatmen. Es ist eine besondere Kochvorrichtung: man stellt den Apparat direkt auf die Kuppel über dem Lampenzylinder. Ich lege mich zurück ins Kissen und schließe die Augen. Das Wasser fängt an zu sieden. Ein feiner, ferner Ton — ich horche, ja, eine Violine, ein Solist. Ich lächle. Herrlich! Weiche, lockende Töne, immer voll-r anschwellend, aufjauchzend, schluchzend. Ich lausche mit angehaltenem Atem. Man sieht ihn vor sich, den Geigenspieler, wie er da steht, wie fein ganzer Körper durchdrungen ist von der Musik, die er macht. Und jetzt! — — mehr Geigen, tiefe Töne — ja, ich höre die Cello, die Bassgeigen. Ein Streichorchester. Wundervoll! Nein, ein volles Orchester — die Blasinstrumente setzen ein, die feinen Flöten, die tiefen Waldhörner. Ich bin ganz Ohr, aufgerichtet, mit geschlossenen Augen folge ich dem Konzert — — bum! die Pauke, und Klack-Klack — mit einer feinen Quarte: „Steh' ich in finst'rer Mitternacht“ plakt der Zylinder, und ich liege in finst'rer Mitternacht!

Mit dem Sehen ist es nicht besser bestellt. Einer geht jahrelang durch seine Hofspforte aus und ein, und hat nie die Schönheit der Klinke bemerkt. Es ist Schmiedearbeit. Hier hat ein künstlerisch empfindender Mann einen hübschen Gedanken in selbständiger Weise zum Ausdruck gebracht. Die Klinke stellt ein leicht aufgerolltes Blatt dar, dessen Fläche mit erhobenen Adern versehen ist; der Blattstiel endet in schwacher Krümmung in eine Rosette. Die um die Klinke an der Spforte angebrachte Eisenbekleidung ist allerdings nur gestanzt, stellt aber in naiver Weise ein Mädchen

dar, das hinter einem Zaune in seinem Blumengarten steht. (Ecke der Kaufmann- und der Kleinen Bernauischen Straße.) auf dem roten steilen Giebel der Kapelle von der Nikolaiirche ist eine herrlich erhaltene Kreuzblume zu sehen, die einzige, die wir in Rebal haben. Wen ich auch gesprochen habe — jedem war es unbekannt. Wetterfahnen werden von auf den Hintertaken stehenden Bären oder Löwen in die Höhe gehoben.

Von der Paktulpromenade aus sieht man den Schneckenurm am Schloß, so benannt nach der wunderbaren Schnecke unterhalb seiner Rundung. Wem ist es aufgefallen, daß dieser Turm eine edige Basis hat, daß er der einzige in seiner Art ist?

Auf einem vielbesuchten Platze unserer Stadt wachsen zwei rote Kastanien, die jedes Frühjahr ihre stolzen Blütenkerzen entfalten. Wer kennt sie? Ich verrate nicht, wo sie stehen, sucht selbst!

Mitten in der Altstadt, zwischen hohen Mauern steht ein kleines Holzhaus, das einzige unter all seinen steinernen Gefährten. Wer hat es überhaupt bemerkt? Wie aus einer anderen Welt schaut es uns an mit seinem hohen Giebeldach, seinen niedrigen Fenstern, die auf ein Gärtchen blicken müßten, in welchem Venuswagen, Feuerlilien und gebrochenes Mutterherz blühen. Dringt man weiter ein in den winkligen Hof, so bleibt man verblüfft stehen — ein herrlicher Weitblick öffnet sich, unten die Stadt, dahinter das blaue Meer.

Von Linienführung ahnen die wenigsten etwas. Man bewundert Farben, Licht- und Schatteneffekte. Weiß man aber, was Linien einem offenbaren können? Leonardo da Vinci schenkte jeder Lebenserscheinung Aufmerksamkeit, auch Schlamm und Schmutz und Rissen an der Wand. Manches Motiv hat er diesen geringen Dingen entnommen. In der Linienführung der Risse einer getünchten Wand in einem alten Gutshause habe ich ganz deutlich den Moses des Michelangelo gesehen. Auf der unebenen Fläche eines mit Ölfarbe gestrichenen Nachelofens erkannte ich bei einer bestimmten Beleuchtung das bekannte Selbstporträt Leonardo da Vincis, was mir auch von anderen bestätigt wurde. In den Wolkengebilden spielen sich ganze Dramen, ab: Heereszüge, Pilgerscharen, Tiergefechte. In den Umrissen von Baumkronen unterscheidet man Gestalten von Menschen und Tieren. Zu all den letztgenannten Dingen gehört natürlich Phantasie. Nehmen wir aber ein Kunststück, das von vornherein als etwas Sehenswertes gilt. Die meisten sehen nur auf das Dargestellte; können sie den Gedanken nicht verfolgen, wenden sie sich ab. Wieviel in der Linienführung liegt, ahnen wenige. Es würde in Unendliches führen, wollte ich auf all die unzähligen Schätze hinweisen, die ausgebreitet vor uns liegen. Etwas aufmerksam machen wollte ich, etwas Neugierde erregen. Der eine und der andere geht vielleicht nun mit horchenden Ohren, mit suchenden Blicken seinen Weg, findet etwas auf seinem Gang, das ihm Freude macht, nimmt etwas mit, das seinen Alltag erhellt, erinnert sich schöner, glänzender Dinge, die er längst vergessen, die aber noch da liegen im tiefsten Schrein seines Herzens, und

die das Leben verschüttet hat. Und vielleicht kommt er zur Überzeugung, daß alles da ist und ihm gehört und bricht aus in die frohen, starken Worte Peter Altenbergs:

Leben, ich verneige mich vor dir, zwei Augen, zwei Ohren habe ich, ich Kaiser!

Miriam v. Mickwitz.

Seid und Freud der Auslanddeutschen.

217. Seit 19. März 1928 besteht in R o w n o die deutsche Studentenkorporation „Arminia“. Etwa 20 Burschen traten ihr bei, und von verschiedenen Seiten erhielt die „Arminia“ freundliche Unterstützung. Mit verschiedenen Korporationen im Reiche wurde eine Art Kartell geschlossen.

218. In einem Rundschreiben von B o z e n wird erneut angeordnet, strengstens darauf zu achten, daß nur behördlich genehmigte, also praktisch italienische, Grabchriften angebracht werden.

219. Ein erneuter Sprachenstreit in der böhmischen Landesvertretung um den Sprachgebrauch der deutschen Vertreter im Landesausschuß endete mit der Vereinbarung, daß die deutschen Vertreter in der Staatsprache referieren, aber unmittelbar eine deutsche Inhaltswiedergabe folgen lassen können.

220. Die Zehnjahrstagung des deutschen Kulturverbandes in Jägerndorf (TschechoSlowakei) fand am 19. u. 20. Mai statt. Der Verband, der augenblicklich 33 Privatschulen unterhält, ist im letzten Jahr um mehr als 300 Ortsgruppen gewachsen.

Schach und Damenspiel.

Geleitet von A. Burmeister.

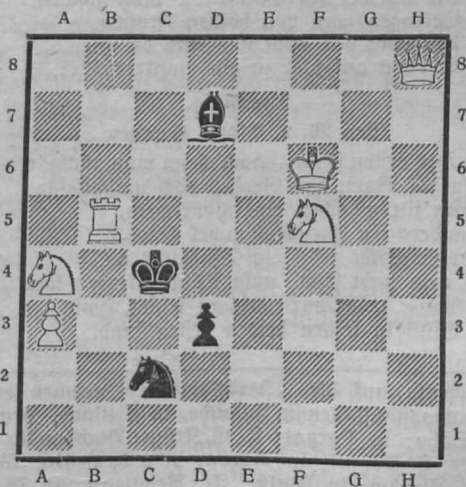
(Adresse: Rebal, Narosche Str. 26.)

Aufgabe Nr. 25.

Von E. A. Ekholm (Borgå).

(Aus „Suomen Schack“, „Finlands Schack“.)

Schwarz.



Weiß.

Weiß: Kf6, Dh8, Tb5, Sa4 und f5, Ba3.

Schwarz: Kc4, Ld7, Sc2, Bb3.

Weiß zieht an und setzt in 3 zu e i Zügen matt.

Lösung der Schachaufgabe Nr. 23 von D. Dehler.

1. Kg5-f6, Kh7-h6, 2. Kf6-f7 usw. 1. (Kg1-f6), Kh7-g8, 2. Te5-h5 usw. 1. (Kg5-f6); Kh7-h8, 2. Kf6-g6 usw.

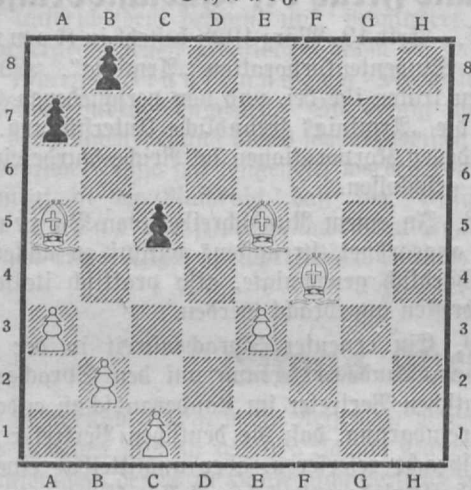
Richtig gelöst von: W. v. Bezold jun., Eugen Lotzkat und Ewald Karp (Reval), G. Baron Knorring (Udenfjäll), Boris Lemonius (Vinsnaes — Dänemark).

Damespielaufgabe Nr. 28.

Von Peter Karp (Reval).

Original der „Herbstflammen“.

Schwarz.



Weiß.

Weiß: Damen a5, e5 und f4; einfache Steine a3, b2, c1 und e3.

Schwarz: einfache Steine a7, b8 und c5.

Weiß zieht an und beraubt die im Laufe der Lösung entstandene schwarze Dame und den außerdem noch übriggebliebenen schwarzen einfachen Stein der Bewegungsfähigkeit.

Lösung der Damespielaufgabe Nr. 26 von A. Burmeister.

1. d2-e3, e7-d6, 2. c5:e7, f8:d6, 3. Dh2:c7, Dd8:f4:d2, 4. c1:e3 und Weiß gewinnt.

Richtig gelöst von: Peter Karp und Nikolai Latimoff (Reval), Eugen Lagsdin (Reval).

Rätsellese.

Rätsel von Adelsheid Peterson.

Als Kleiderstoff kannst du mich schauen,
Getragen gern von holden Frauen,
Entfernst den Kopf und Fuß du mir,
Springt auf dich zu ein muntres Tier.

Dreifilbig.

Von M. v. Blaesé-Hoerner.

Die beiden ersten sind — auch wenn man rückwärts liest,
Ein kurzes Wort, das Großes doch umschließt:
Es kann für manchen eine Hölle sein,
Für andere ein Freudenhimmel sein!
Die dritte Silbe zeigt ein Ding uns an,
Dran man nicht End', nicht Anfang finden kann;
Das Ganze trägt nur gern an seiner Hand,
Wer Glück in seinen beiden ersten fand.

Silbenrätzel von S. L.

Aus den Silben:

a — al — her — bit — car — cel — col — de — de —
de — del — des — di — doll — e — e — e — en —
fer — gar — ge — gie — go — hau — hen — i — ir —
fel — land — laud — laub — li — lo — lo — lus —
ma — ma — mar — mar — min — mus — mut — ne —
nus — o — o — on — re — rit — ro — ru — ru —
ru — sa — sa — sche — so — ta — ta — tan — te —
te — ter — tes — ti — ti — um — um — ur — ur —
wie — ze

sind 23 Wörter zu bilden, deren Anfangs- u. Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ein Zitat von Wlth. Raabe ergeben.

Die Bedeutung der Wörter ist: 1. Werk Voltaires. 2. Verwandter. 3. Staat der Vereinigten Staaten in Nordamerika. 4. Ort in Deutsch-Südafrika. 5. Männl. Vorname. 6. Europ. Insel. 7. Volksüberlieferung. 8. Kathol. Lobgesang. 9. Franz. Philosoph. 10. Guter Charakterzug. 11. Geograph. 12. Nahrungsmittel. 13. Medikament. 14. Gefühl. 15. Deutscher Dichter. 16. Schwärmerei. 17. Name eines Papstes. 18. Röm. Dichter von Epigrammen. 19. Erdrosselungswerkzeug. 20. Freizeit. 21. Baum. 22. Umgestaltung der Kirche. 23. Griech. Sagenwelt.

Zeitschriftenchau.

Walt. Blätter. Nr. 9. Sondernummer „Aus der Tätigkeit des Walt. Roten Kreuzes“ mit Aufsätzen von W. v. Nau-tenfeld, Baron W. v. Stromberg, G. v. Seefeld u. a.

Nr. 10 ist der Walt. Landeswehr gewidmet und enthält mehrere sehr lesenswerte Aufsätze und 2 Gedichte von Gertrud v. d. Brincken zum Gedächtnis Hans Baron Manteuffels und Wlth. Baron Engelhardts-Schönheyden.

Der Auslandsdeutsche, Halbmonatschrift für Auslandsdeutschtum und Auslandkunde, Mitteilungen des deutschen Auslands-Instituts in Stuttgart. Die Nr. 10 (zweites Maiheft 1929) der Zeitschrift ist aus Anlaß der Jahrestagung des Deutschen Auslands-Instituts als Sonderheft „Auslandsdeutschtum und Dichtung“ erschienen. In kurzen Aufsätzen verschiedener Fachleute wird die Dichtung aller wichtigeren Auslandsdeutschen Volksgruppen historisch unter besonderer Berücksichtigung der neueren Zeit dargestellt. Über „Baltische Dichtung“ schreibt Werner Bergengruen.

Briefkasten.

M. v. M. Herzlichen Dank für die Mitarbeit.

G. J. G. Besten Dank für den Brief. Das Motto bringen wir in der nächsten Nummer.

Olga M. in R. Von Ihren Gedichten wollen wir einige gelegentlich gerne bringen, obgleich sie recht deutliche Spuren der Jugend der Verfasserin tragen. Talent ist zweifellos vorhanden, nur sollten Sie sich noch nicht an viel zu schwierige Stoffe machen. Wir bitten, das Buch demnächst abzuholen.



Für die Einzelabonnenten liegt die Nr. 3 des 6. Jahrgangs des Jung-Roland bei



Abonnements auf die „Herbstflammen“ nehmen entgegen: die Geschäftsstelle des „Revaler Boten“ (Reval, Raderstr. 12); alle Staatspostanstalten im Inlande, in Lettland, Deutschland, Danzig, Finnland und Schweden; außerdem: in Arensburg: Wally Sohn; in Dorpat: J. G. Krüger Buchhandl.; F. Bergmann Buchhandl.; in Fellin: Buchhandlung Ring; in Hapsal: G. Keller; J. Koppel; in Narva: N. v. d. Bellen, Westerwall-Str. 16; in Pernau: E. Treufeldt; in Reval: F. Wassermann; Kluge & Ströhm; in Walk: Fr. Rehmann; in Weissenstein: R. Seidelberg; in Ferro: Buchhandlung Songi und die Druckerei Walter Pohlak u. Ko.; in Wesenberg: Frau Montewicz (Langstraße 41) und die Buchhandlung Joh. Sarap (M. Saar). Dasselbst auch Anzeigenannahme und Verkauf von Einzelnummern.